

## **„Eisiges Schweigen im Zentralbankrat“**

**Otmar Issing, der langjährige Chefvolkswirt von Bundesbank und EZB, blickt in seinem Buch „Von der D-Mark zum Euro“ auf sein ereignisreiches Leben zurück – von der Kindheit im ausgebombten Würzburg über die akademische Laufbahn bis hin zur grandiosen Notenbankkarriere.**

**Herr Professor Issing, warum haben Sie dieses Buch geschrieben? Was war Ihre Motivation?**

Ich wollte eigentlich gar keine Autobiografie schreiben, sondern nur meine Erinnerungen über die Zeit in der EZB festhalten.

**Und warum ging es dann weiter?**

Dann habe ich das in gleicher Weise für die Bundesbank getan, weil es für mich auch eine wichtige Zeit war. So kam eine gewisse Eigendynamik hinein, die letztendlich zu diesem Buch führte. Dann bat ich einen früheren Kollegen darum, den EZB-Teil mal zu lesen. Er sagte zu mir, er habe das ganze Buch von Anfang an mit Begeisterung gelesen. Das hat mich gefreut und animierte mich, das Buch zu veröffentlichen.

**Ihr offizieller Ausstand in der EZB als Chefvolkswirt am 16. März 2006 fand exakt 61 Jahre nach der Bombardierung Ihrer Heimatstadt statt. Glauben Sie hier an einen Zufall oder eine Fügung?**

Die EZB veranstaltete zum Ende meiner Amtszeit eine zweitägige wissenschaftliche Konferenz, an der prominente Wissenschaftler aus der ganzen Welt teilnahmen. Am Abend des ersten Tages lud die EZB zu einem großen Dinner ein, zu dem renommierte Politiker und Akteure der Finanzwelt nach Frankfurt kamen. Das hat mich sehr erfreut. Wie üblich bei Abschiedsveranstaltungen wird man über den grünen Klee gelobt – von denjenigen, die bedauern, dass man geht und von den anderen fast noch mehr.

Als ich dann auf dem Podium stand, um mich zu bedanken, wurde mir bewusst, dass just in diesem Moment auf den Tag genau vor 61 Jahren bei einem Bombenangriff meine Heimatstadt Würzburg in 20 Minuten in Schutt und Asche gelegt wurde. Das hat mich sehr ergriffen. Aber das war natürlich keine Fügung, sondern reiner Zufall.

**Ihre Eltern betrieben ein Wirtshaus in Würzburg, sie hatten dort als Heranwachsender oft mitgeholfen. Inwieweit hat Sie die Arbeit für Ihren weiteren Werdegang geprägt?**

Die Gastwirtschaft meiner Eltern war sehr klein. Es waren gerade mal fünf Tische, die eng beieinander standen. Ich habe da oft bedient. In dieser beengten Atmosphäre kriegt man zwangsläufig alles mit, was die Gäste sprechen; es bleibt einem gar nichts anderes übrig. Ich habe das gehasst, aber es war wie ein Praktikum in angewandter Psychologie. Mir wurde deutlich, wie sich der Tonfall bei Menschen ändert, wenn der Alkoholpegel steigt. Bei Medizinstudenten nahm dann beispielsweise der Bezug zur Ethik des Berufs eine bedeutendere Rolle ein. Andere sprachen davon, dass unter Hitler doch auch nicht alles schlecht gewesen sei.

**Ihre Eltern kamen aus einfachen Verhältnissen, mussten sich nach der Bombardierung eine neue Bleibe suchen und alles neu aufbauen. Wie haben Sie „schlechte Zeit“ – so sprachen immer meine Eltern über die unmittelbare Nachkriegszeit - erlebt?**

Ich selbst habe das persönlich nie als schlechte Zeit empfunden. Für meine Eltern war es hart, sie hatten die Verantwortung. Aber für mich ging es immer aufwärts. Anfangs hatten wir zwei Betten für fünf Leute, dann bekam ich in unserem kleinen Gasthaus ein kleines Zimmer für mich allein. Mit meiner Frau bezog ich zunächst eine Wohnung, dann ein Reihenhaus, jetzt haben wir ein eigenes Haus. Das ist psychologisch wesentlich einfacher als für die jungen Menschen heute, die schon in frühester Jugend in sehr großzügigen Umständen aufwachsen. Der Aufstieg ist immer schön, der Abstieg aber immer schwer – wie beim Fußball.

**Sie haben zunächst Griechisch und Latein studiert, ehe Sie zur Nationalökonomie wechselten, wie das seinerzeit noch hieß. Gab es da einen entscheidenden Moment?**

Nach dem Abitur sah ich dem Studium mit großer Vorfreude entgegen. Aber die Vorlesungen haben leider nicht dem entsprochen, was ich mir erhofft hatte. Den Rest hat mir eine Vorlesung gegeben, in der ein Latein-Dozent eine geschlagene Stunde über die Frage räsonierte, ob bei Tacitus' Germania an einer Stelle ein „S“ stehen muss oder nicht. Am Ende stellte er fest, dass man dieses Problem nicht eindeutig klären könne. Da wusste ich, es ist Zeit, mit diesem Studium aufzuhören.

**Wie ging es Ihnen dann?**

Ich war deprimiert, ich fühlte mich gescheitert. Wie sollte es weitergehen? Wir hatten wenig Geld.

**Und wie kamen Sie zur Volkswirtschaft?**

Das war der pure Zufall. Ein früherer Klassenkamerad sagte mir, dass er Volkswirtschaft studierte – und nahm mich zu einer Vorlesung mit. Und diese Stunde bei Professor Erich Carell hat mich fasziniert, vor allem das stringente Denken. Und dann habe ich ein Studium gefunden mit Themen wie Arbeitslosigkeit oder Inflation, die ganz viele Menschen in der Gesellschaft direkt betreffen.

**Nach Studium und Promotion arbeiteten Sie zunächst als Professor in Nürnberg. In Ihrem Buch beschreiben Sie eine Situation, in der Sie einen lehrenden Kollegen gegen studentischem Terror in einer öffentlichen Diskussionsrunde im Hörsaal verteidigt haben. Wie ist Ihnen diese Episode in Erinnerung?**

Diese Situation habe ich sofort bildlich vor Augen, wenn Sie mich ansprechen. Ich war erbost über die Tatsache, dass einige Studierende, die in einer ganzen anderen Zeit aufwuchsen,

einen Professor, der sich nicht wehren konnte, fertigmachen wollten – und das wegen Veröffentlichung, die ihm im Dritten Reich aufgedrängt wurde. Es ging damals schlicht darum, zu überleben.

Die gleichen Personen, die sich da als Ankläger aufspielten, kamen dann mit Anzug und Krawatte bei mir in die Prüfung, um in jedem Fall allen Vorgaben des verhassten Systems zu entsprechen. Das Moralisieren durch Personen, die selbst ihren Ansprüchen an andere nicht gerecht werden, ärgert mich auch heute noch.

**In Ihrem Buch sprechen Sie auch eine besondere Vorlesung an der Universität Würzburg an. Dort hatten Sie einen Redakteur des ZDF zu einer Veranstaltung eingeladen, der zuvor in einem TV-Beitrag über den Monetarismus im Hintergrund die Panzer der Pinochet-Diktatur in Chile laufen ließ. Warum haben Sie das gemacht?**

Es ging mir dabei darum, bei den Studenten ein kritisches Bewusstsein im Umgang mit Medien zu verankern. Selbst wenn Milton Friedman Pinochet wirtschaftlich beraten hat, rechtfertigt es doch nicht die Gleichsetzung von seiner wirtschaftspolitischen Theorie mit der Diktatur in Chile. Das sind doch zwei völlig verschiedene Paar Stiefel.

**1990 wechselten Sie zur Bundesbank. In Ihrer Autobiografie schreiben Sie, dass Sie gegenüber Ihrer Frau ein schlechtes Gewissen hatten. Warum?**

Durch meinen Wechsel nach Frankfurt hatten wir quasi über Nacht eine Wochenend-Beziehung – und selbst da konnte nicht immer sicher sein, dass ich nach Würzburg kommen konnte. Kurzum: Ich hatte die ganze Woche viele Termine in Frankfurt und sie musste sich in Würzburg neu organisieren.

***Und warum haben Sie es dann trotzdem gemacht?***

Kein anderer Arbeitgeber hätte eine Chance gehabt, mich von der Universität wegzulotsen. Forscher und akademischer Lehrer war mein Wunschberuf. Meine akademische Karriere

war weitaus besser gelaufen als ich erwarten konnte. Ich war im Sachverständigenrat der Bundesregierung, international bestens vernetzt.

Die Bundesbank bot mir die einzigartige Gelegenheit, mein theoretisches Wissen bei der angesehensten Notenbank der Welt in die Praxis umzusetzen, weil ich die Rolle des Chefvolkswirts übernehmen konnte.

**In der Bundesbank traten Sie in große Schuhe. Helmut Schlesinger hatte zuvor mehr als zwei Jahrzehnte als Chefvolkswirt die geldpolitische Richtung vorgegeben.**

Ja, das waren große Schuhe. Vizepräsident Schlesinger repräsentierte die Geldpolitik der Bundesbank. Aber da die Notenbankkarriere von Helmut Schlesinger 1993 als Vizepräsident altersbedingt zu Ende gehen würde, hat er selbst meine Nominierung angeregt – und auch, dass ich sofort den Bereich Volkswirtschaft übernehmen sollte.

**Gab es da Probleme beim Wachwechsel?**

Zum Glück nicht. Ich rechne es Helmut Schlesinger bis heute hoch an, dass er mir nie reingeredet hat. Vielmehr hat er mir mit den Bereichen Volkswirtschaft und Statistik einen hervorragend aufgestellten Apparat übergeben, das war eine eingespielte „Maschinerie“.

**In der Bundesbank selbst waren Sie von der Loyalität der Beschäftigten zur Bundesbank fasziniert. Wie haben Sie das festgestellt?**

Das fiel mir vor allem auf, wenn ich langjährige Mitarbeiter im Rahmen ihrer Dienstjubiläen ehrte. Ich will das mit einem Beispiel konkretisieren. Für sein 40-jähriges Dienstjubiläum ehrte ich einen Mitarbeiter in der Statistik, der Botentätigkeiten verrichtete und eigentlich gelernter Gärtner war. Er hatte bei unserem Gespräch fast Tränen in den Augen vor Freude. Ich spürte wie stolz er war, für die Bundesbank zu arbeiten.

**Sie erwähnten in Ihrem Buch auch den Besuch von Mervyn King, seinerzeit Chefvolkswirt und später Gouverneur der Bank of England.**

Als mich Mervyn King Mitte 1990er-Jahre wieder einmal besuchte, wollte er spontan einige Mitarbeiter von der Bundesbank treffen. Ich sagte zu ihm: Die Mitarbeiter sitzen eine Etage tiefer, schau doch einfach mal vorbei.

Die Mitarbeiter wussten nichts vorab - und Mervyn war nach den Gesprächen geradezu fasziniert, wie er mir beim folgenden Abendessen mitteilte. Er fragte nämlich alle Kollegen, warum sie bei der Bundesbank arbeiten würden. Und alle erwiderten: „Weil die Bundesbank den Auftrag hat, die D-Mark stabil zu halten“. Das gleiche „Experiment“ hatte er übrigens auch bei seiner eigenen Notenbank getan.

### **Wie fiel da die Reaktionen aus?**

Die Ökonomen der Bank of England hatten ihm gesagt, an welchen wissenschaftlichen Papieren sie jetzt arbeiten würden. Aber die Bindung zum Auftrag der Notenbank spielte praktisch keine Rolle.

### **Was hat Ihnen da in der Bundesbank nicht gefallen?**

Bereits nach zwei Wochen fiel mir auf, dass manche Prozesse völlig ineffizient liefen.

### **Was meinen Sie da konkret?**

Wenn ich zum Beispiel etwas über die aktuellen Nahrungsmittelpreise wissen wollte, fragte ich den Hauptbereichsleiter Vo. Der wusste es natürlich auch nicht selbst, sondern gab es über die Hierarchie weiter, ehe die Frage irgendwann mal beim zuständigen Ökonomen gelandet war. Dann lief die Anfrage über den gleichen Weg zurück. Daher habe ich nach 14 Tagen alle Abteilungsleiter und Vorgesetzten einberufen und gesagt: „Diesen Unsinn mache ich nicht länger mit. Ich möchte den direkten Austausch mit den jeweiligen Experten und die Ergebnisse ungefiltert zurückerhalten.“

### **Das hat bestimmt nicht ungeteilte Freude in diesem Kreis ausgelöst, oder?**

Das stimmt, aber letztlich haben es alle Beteiligten akzeptiert und auch bald geschätzt.

**Sie haben auch die Forschung in der Bundesbank aufgebaut, aus der das heutige Forschungszentrum mit 70 Fachleuten entstanden ist?**

Mein Vorschlag war zunächst, zumindest fünf Volkswirte für sechs Monate aus dem „normalen Geschäft“ herauszunehmen, damit sie sich einer wissenschaftlichen Aufgabe intensiver widmen können. Mir war nämlich klar, dass sich die Rolle der Bundesbank im Euro-Zeitalter fundamental ändern dürfte – und für politische Debatten im künftigen gemeinsamen Währungsraum der forschungsgetriebene Ansatz hilfreich und notwendig wäre. Davon war ich überzeugt.

**Es war damals ein Novum, dass die Volkswirte Forschungspapiere unter eigenem Namen veröffentlicht haben?**

Das war ein Tabubruch. 1996 hat Franz Seitz mit seinem Papier über den D-Mark-Bargeldumlauf im Ausland als erster Mitarbeiter der Bundesbank unter eigenem Namen veröffentlicht. Damals eine Revolution, heute Normalität.

**Warum haben Sie ausgerechnet dieses Thema für das erste Forschungspapier ausgewählt?**

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs mutmaßten wir, dass relativ viel D-Mark-Bargeld im Ausland zirkulieren müsste, aber wie viel es genau war, wussten wir nicht. Besucher haben mir erzählt, sie hätten bei einer Taxifahrt in Moskau mit D-Mark bezahlt –und das Wechselgeld auch in D-Mark erhalten. Aber wir wollten es genau wissen, nicht zuletzt weil die Bundesbank damals eine Politik der Geldmengensteuerung verfolgte. Franz Seitz konnte den ausländischen Anteil in seiner Arbeit dann auf 30 bis 40 Prozent beziffern, das war eine wertvolle Information für unsere Geldpolitik.

**Für großen Aufruhr sorgte 1997 der Goldstreit mit Finanzminister Waigel. Die Bundesbank sollte nach Waigels Vorschlag Gewinne aus der Aufwertung der Goldreserven an**

**die Regierung ausschütten, um das Schuldenstandkriterium unter die im EU-Vertrag genannte Grenze von 60 % des Bruttoinlandsprodukts zu drücken. Wie haben Sie das in Erinnerung?**

Dieser Plan wäre nur realisierbar gewesen, wenn die Bundesbank dem Vorhaben zugestimmt hätte. Als ich von diesen Gerüchten gehört habe, war ich empört, habe umgehend ein Papier geschrieben und in den Zentralbankrat eingebracht.

**Was hat Sie so empört?**

In dieser Zeit betrieben einige EU-Länder „kreative Buchführung“, um die Fiskalkriterien des EU Vertrags zu erfüllen und so die Euro-Teilnahme zu erreichen. Wenn nun Deutschland auch solche Tricks angewandt hätte, wäre die Glaubwürdigkeit der Währungsunion schon vor Beginn massiv beschädigt worden.

**Trotzdem kam Finanzminister Theo Waigel am 14. Mai 1997 mit diesem Ansinnen nach Frankfurt zum Zentralbankrat. Wie war die Atmosphäre, als er seinen Plan dem Zentralbankrat erläuterte?**

Es herrschte eisiges Schweigen bei der Sitzung. Nur der Präsident sprach. Zwei Wochen später haben wir das Vorhaben in einer öffentlichen Stellungnahme abgelehnt. Das war eine Schlappe für die Regierung, aber ein Sieg für die Glaubwürdigkeit der Bundesbank.

**Etwas gelitten hat die Glaubwürdigkeit der Bundesbank vielleicht knapp ein Jahr später, als sie eine von der Regierung geforderte Stellungnahme zum Start der Währungsunion abgab. Vor allem die dort formulierte Einschätzung, dass der Start „stabilitätspolitisch vertretbar“ sei, wurde stark kritisiert. Wie sehen Sie das?**

Zunächst: Ich halte die von Ihnen angeführte Einschätzung nach wie vor für falsch. Und auch in der Diskussion im Zentralbankrat sprach ich mich dagegen aus.

**Warum kam die Passage dann in den Text?**



Entscheidend war für uns im Zentralbankrat, dass wir die Stellungnahme einstimmig abgeben, eben um die Glaubwürdigkeit der Institution zu wahren. Und die von Ihnen genannte Formulierung „stabilitätspolitisch vertretbar“ war eben der Preis für diese Einstimmigkeit. Wir haben uns die Köpfe heiß geredet. Ich erinnere mich noch sehr genau, dass Präsident Hans Tietmeyer um Mitternacht die Sitzung kurz unterbrach.

### **Warum?**

Weil ich da Geburtstag hatte. Mit einem Glas Sekt wurde kurz auf mich angestoßen – und dann ging es weiter. Ich glaube, die Sitzung war nicht vor zwei Uhr nachts beendet.

### **In dem Buch beschreiben Sie auch, dass Bundesbankpräsident Tietmeyer die Idee hatte, Sie für das EZB-Direktorium vorzuschlagen. Wie haben Sie darauf reagiert?**

Herr Tietmeyer kam eines Abends in mein Büro, um mir mitzuteilen, dass sicher ein Deutscher ins EZB-Direktorium kommen werde. Entscheidend sei aber, welche Zuständigkeit dieser erhalte – und er sagte zu mir: „Sie sind der einzige Deutsche, an dem man bei der Verantwortung für das zentrale Ressort ‚Economics‘ nicht vorbeikommt.“ Meine Frau sagte später zu Herrn Tietmeyer: „Da haben Sie meinen Mann moralisch erpresst“. Das war sicher übertrieben, aber nur etwas.

### **Also war es doch richtig?**

Seine Argumentation war begründet – und mich reizte natürlich auch die Herausforderung, wiewgleich ich mir die weitere Zeit in der Bundesbank ruhiger vorgestellt hatte. Andererseits entgegnete Bundeskanzler Helmut Kohl, als Tietmeyer bei ihm mich als Kandidaten vorschlug: „Hat dieser Professor schon jemals Gutes über den Euro gesagt?“

### **Was antwortete Tietmeyer?**

Er sagte mir: „Wahrscheinlich nicht, aber er kommt in der kritischen deutschen Bevölkerung viel glaubwürdiger an als jeder Euro-Euphoriker.“

**Sie schreiben in Ihrem Buch, dass Finanzminister Waigel sie in der Sauna gefragt hat, ob Sie die Nominierung für das EZB-Direktorium durch die Regierung annehmen würden. Wie kam es denn dazu?**

Ja, das war kurios. Ich hatte eine besonders anstrengende Woche hinter mir, als ich an jenem Freitag von Frankfurt aus nach Würzburg gefahren bin. Daher habe ich meine Frau während der Autofahrt darum gebeten, die Sauna anzustellen. Und als ich in der Sauna war, klopfte sie auf einmal an – und sagte mir, dass Herr Waigel am Telefon ist.

**Was haben Sie sich da gedacht?**

Ich dachte mir, sie hat Recht, sonst ruft Herr Waigel vielleicht mitten in der Nacht an. Mein Sekretariat sagte mir am Freitag, dass das Finanzministerium im Laufe des Wochenendes bei mir anrufen wird.

**Wie haben Sie dann auf Waigels Anfrage reagiert?**

Ich war ja vorbereitet und sagte: „Wenn die Regierung mich vorschlägt, bin ich bereit.“

**Vor dem Wechsel zur EZB gab es eine lange Anhörung im Europäischen Parlament.**

**Wie ist Ihnen die Anhörung im Gedächtnis geblieben?**

Mir ist eine ausgesprochene Feindseligkeit entgegengeschlagen, es war eine aggressive Stimmung. Das war anders als bei allen anderen Kollegen und der Kollegin im Direktorium.

**Warum war das so?**

Die Haltung entsprach wohl mehr dem Widerstand gegen einen Einzug eines Bundesbankers wie mich in das EZB-Direktorium. Ich glaube, ich habe mich ganz gut aus der Affäre gezogen.

**Nach dieser anstrengenden Anhörung gab es aber keine Ruhe. Die Anfangsphase in der EZB war doch sehr hektisch, oder?**

Das stimmt. Um Ihnen die Gemengelage zu verdeutlichen, will ich nur den Glückwunsch von Milton Friedman zu meinem neuen Job rezitieren. Er sagte: „Glückwunsch zu einer unlösbaren Aufgabe. Der Euro wird nicht lange halten. Aber er wird etwas länger bestehen, weil Du dabei bist.“

**War die Stimmung damals wirklich so negativ?**

Zumindest auf angelsächsischer Seite war sie so. Die Financial Times hob hervor: Die EZB hat 470 Beschäftigte, die nationalen Notenbanken 55.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das kann nicht funktionieren.

**War der Start der EZB wirklich so schwierig?**

Leider waren manche Beschreibungen von der Realität nicht weit weg. Es fehlte beim Beginn im Juni 1998 sprichwörtlich an Allem. Nicht mal der Teppich in meinem Büro war verlegt an meinem ersten Arbeitstag, vom PC ganz zu schweigen.

**Was war für Sie in dieser Phase wichtig?**

Wichtig war für mich die von Beginn an volle Unterstützung des ersten EZB-Präsidenten, Wim Duisenberg. Er hat mir immer die nötige Freiheit gegeben und seine volle Unterstützung zugesichert. Ich war in dieser Zeit fast permanent bei ihm. Nur eine Sache hat mich bei ihm gestört.

**Welche war das?**

Bei nicht wenigen Fragen sagte er zu mir: ‚Du machst das doch nur, weil die Bundesbank das auch so gemacht hat‘.

**Und war das so?**

Natürlich nicht. Ich will Ihnen das auch an einem konkreten Beispiel verdeutlichen.

### **Nur zu.**

Es ging darum, die EZB als Notenbank in Europa nicht nur in Frankfurt bekannt zu machen, sondern auch in den damals zehn weiteren Ländern. Deshalb habe ich gleich zu Beginn vorgeschlagen, dass wir mit dem EZB-Rat auch einmal im Jahr in einem anderen Land zu tagen. Duisenberg wusste natürlich, dass wir im Zentralbankrat der Bundesbank einmal pro Jahr eine auswärtige Sitzung außerhalb Frankfurts machten. Seine Reaktion: „Deshalb müssen wir diesen Zirkus nicht nachmachen.“ Dabei war unsere Präsenz in anderen Ländern wie Spanien doch so wichtig.

### **Aber auch die Monatsberichte wirkten doch wie eine Anleihe an die Bundesbank.**

Das entgegnete mir Duisenberg auch, als ich ihm sagte, wir müssen gerade in der Anfangsphase Monatsberichte publizieren.

### **Was haben Sie da erwidert?**

Mir ging es darum, dass die EZB als junge Notenbank mindestens einmal im Monat in den Medien präsent ist. Und damit wir das in der Anfangsphase in der EZB gewährleisten konnten, habe ich mich für eine monatliche Veröffentlichung stark gemacht. Um das Vorhaben technisch zu verwirklichen, benötigten wir die Hilfe der Bundesbank.

### **Inwiefern?**

Ich war dankbar, dass ich damals kurzfristig einen routinierten Beschäftigten der Bundesbank gewinnen konnten, der seit Jahren die technische Redaktion des Bundesbank-Monatsberichts betreut hatte. Und auch die Druckerei, die für die Bundesbank den Monatsbericht gedruckt hat, haben wir als externen Dienstleister ausgewählt. Und das, obwohl sie nicht das günstigste Angebot abgegeben hatte.

### **Warum haben Sie nicht das günstigste Angebot genommen?**

Es war eine europaweite Ausschreibung. Eine unglaublich preiswerte Offerte kam aus dem Süden Europas. Wir haben dann einen Mitarbeiter vor Ort geschickt, um zu erkunden, wie die Firma aussieht.

### **Und was sah er?**

Nichts, da stand nur eine Garage. Auf Nachfrage sagte dann der Vertreter der Firma: „Wenn wir den Auftrag kriegen, werden wir das alles schaffen.“ Auf so einen Deal konnten wir uns natürlich nicht einlassen. Trotzdem war die Konzeption und Erstellung eines monatlichen Notenbankreports in nur sieben Monaten ein Tanz auf der Rasierklinge.

### **Waren Sie sich sicher, dass es klappen würde?**

Naja, nicht immer. Einmal fragte mich Wim Duisenberg mit Blick auf den Monatsbericht: „Schaffen wir das?“ Ich antwortete: „Ich weiß es nicht, wir müssen es schaffen.“ Und es hat ja zum Glück auch geklappt.

### **Das hat gut funktioniert. Trotzdem gab es in der Euro-Anfangszeit nicht nur sonnige Momente. Der Außenwert des Euro gegenüber dem US-Dollar fiel von 1,18 zu Jahresbeginn 1999 auf rund 82 Cent knapp zwei Jahre später. Bereitete Ihnen das große Sorgen?**

Das hat uns natürlich schwer belastet. Der Euro fiel gegenüber dem Dollar zeitweise wie ein Stein bergab, ehe er sich endlich erholte. Aber erstaunlich war: Diese Abwertungsperiode hat dem Ansehen der noch jungen EZB nicht geschadet.

### **In ihrer EZB- Amtszeit verstießen Deutschland und Frankreich 2003 gegen den Stabilitäts- und Wachstumspakts. Wie bewerten Sie diesen Sündenfall heute?**

Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder schrieb damals in einem Beitrag für die Financial Times: „Wir lassen uns von Brüssel doch nicht die Haushaltspolitik diktieren.“ Das

war fatal: Deutschland, das unbedingt den Pakt wollte, hatte als erstes gravierend dagegen verstoßen, gemeinsam mit Frankreich und unter der Präsidentschaft Italiens.

Warum sollten sich andere Länder, auch die, die beitreten wollten, dann an die Fiskalkriterien halten?

### **Wie bewerten Sie die jüngste Reform des Pakts?**

Von „Reform“ sollte man nicht sprechen, eher von einer Tragödie oder Komödie. Die EU-Kommission, die seit Jahren Vergehen aller Art passieren lässt, verhandelt nun mit jedem Land einzeln über den Defizitabbau. Am Ende genügt eine Zusage des betroffenen Landes, das Defizit innerhalb von vier Jahren, gegebenenfalls sogar sieben Jahren, abzubauen. Wie kann man eine solche Regel ernst nehmen?

**Sie verließen die EZB 2006 und haben so die Finanzkrise nicht mehr in der EZB erlebt. Aber dann kam die Bundeskanzlerin Angela Merkel auf Sie zu, um Sie in der Aufarbeitung der Finanzkrise zu unterstützen.**

Das war eine amüsante Situation. Ich wollte gerade am Sonntagabend weggehen, wartete auf den Anruf meines Bruders, als unser Telefon klingelte und eine Stimme sich mit Angela Merkel meldete. Ich dachte, ich werde aufs Korn genommen und antwortete. „Ist schon recht“. Darauf sagte sie: „Ich bin kein Stimmenimitator, ich bin wirklich die Bundeskanzlerin.“

### **Wie ging es nach diesem ungewöhnlichen Gesprächsbeginn weiter?**

Sie legte sie mir dar, warum sie mich anrief. Nach der Finanzkrise 2008 herrschte in der G20-Staatengruppe die Sorge, es könnte sich eine ähnliche Abwärtsspirale mit Abschottungstendenzen wie nach der großen Depression in den 1930er-Jahren entwickeln.

Um das zu verhindern, beschlossen die G20-Länder, sich erstmals in der Form der Staats- und Regierungschefs zu treffen. Die bald so genannte „Issing Gruppe“ wurde eingesetzt, die Kanzlerin und den Finanzminister vor den jeweiligen Treffen zu beraten.

**1998 haben Sie die Bundesbank verlassen. Wie ist ihr Kontakt zur Bundesbank heute?**

Ich habe nach wie vor gute Kontakte zur Bundesbank. Es war eine prägende Zeit für mich gewesen und zugleich eine Ehre, bei der angesehensten Notenbank in leitender Position arbeiten zu dürfen.

**Wie nehmen Sie die Bundesbank in der Öffentlichkeit wahr?**

Die Euro-Einführung war für die Bundesbank ein harter Schnitt: Ihre vornehmste Aufgabe als Hüterin der D-Mark hatte sie verloren. Sie hat sich aber in ihrer neuen Rolle gut eingefunden und ist die wichtigste nationale Notenbank im Eurosystem.

**Herr Issing, vielen Dank für das Gespräch.**

*Interview: Matthias Endres*